

sie Anspruch darauf erheben konnten, unmittelbare Gewissheiten oder unwider-sprochene Wahrheiten zu sein, endgültig vorbei sein dürfte.

3.3. Mit der Sprache gegen die Sprache – Nietzsches Schreibstrategien

Nach diesen Überlegungen ist zunächst folgendes festzuhalten: Es sind die der Sprache inhärenten Strukturen, die zu solchen irreführenden, aber kulturell eingespielten und deshalb lebensnotwendig gewordenen Annahmen über Subjektivität verleiten. Doch sind es eben diese der Sprache inhärenten Strukturen, die von Nietzsche fortwährend thematisiert werden, wobei die Sprache wiederholt als Irrtümer schaffendes und gleichzeitig unbedingten Glauben einforderndes Medium ausgewiesen wird. Menschen scheinen grundsätzlich dazu geneigt, aus Gewöhnung an die grammatischen Strukturen, die von ihnen erzeugten Kategorien ebenso für wahr zu halten, wie die daraus resultierenden irrümlichen Schlussfolgerungen. Nach Nietzsche aber ist die Anwendung der Kategorie des Wahren auf die schon in ihrer Entstehung mehrfachen Übertragungsmechanismen unterworfenen Sprache grundsätzlich fragwürdig und dazu geeignet, andere Arten von Erkenntnissen und Welt-Auslegungen überhaupt zu blockieren.⁶³ Da die grammatischen Strukturen und die Funktionsweise der Sprache aber faktisch unhintergebar sind, bleibt als einzige Lösung, in der Sprache und aus der Sprache heraus gegen sie anzugehen. Ein in den Texten Nietzsches vielerorts spürbares Anliegen ist daher, sich so oft als möglich jenseits dieses Glaubens an die Grammatik zu bewegen. Die hierbei angewandten Techniken spiegeln den Impuls wider, eine Art fröhliches Misstrauen und übermütiges Zweifeln durch die Sprache in die Sprache zu bringen. Oben wurde die Denkfigur der Maske charakterisiert als ein Modus, der im Zeigen des Zeigens die Künstlichkeit einer Sache betont und dadurch darauf hinweist, inwiefern sie als konventionelle Fiktion wirksam wird. Wohl wissend um den Umstand, dass es kein sinnvolles »Jenseits« der Sprache und ihrer Regeln gibt, präsentiert uns Nietzsche eine ironische, spielende Sprache, die dann am deutlichsten ihr Anliegen vertritt, wenn sie die als fehlerhaft erkannten Strukturen der Grammatik selbst thematisiert. Beispielsweise, indem auf das grammatische Geschlecht der Worte verwiesen wird und etwa die Wahrheit als Weib und Frauenzimmer (JGB, Vorrede) sowie die Vernunft als »Weibsperson« (GD, Vernunft, 5) be-

63 Vgl. hierzu JGB 20: »Gerade, wo Sprach-Verwandschaft vorliegt, ist es gar nicht zu vermeiden, dass, Dank der gemeinsamen Philosophie der Grammatik – ich meine Dank der unbewussten Herrschaft und Führung durch gleiche grammatische Funktionen – von vornherein Alles für eine gleichartige Entwicklung und Reihenfolge der philosophischen Systeme vorbereitet liegt: ebenso wie zu gewissen andern Möglichkeiten der Welt-Ausdeutung der Weg wie abgesperrt erscheint.« (JGB 20, KSA 5, S. 34).

zeichnet wird oder Philosophie und Wahrheit als Frauenzimmer benannt werden (GM III, 24).⁶⁴ Auch verdeutlicht Nietzsche wiederholt das eminente Problem von Bezeichnungsmechanismen, wenn psychische Vorgänge in einen einzigen Begriff gedrängt werden, wobei die innere Differenziertheit und oft genug Widersprüchlichkeit durch dieses eine Wort weder erfasst, noch abgebildet werden kann (vgl. z.B. »Mitleid«: M 133; »Wille«: JGB 19; »Leidenschaft«: M 502; »Rache«: MA II WS, 33; »Liebe«: FW 14; »Mut«: M 277). Ebenso wird die Macht der Namensgebung als Welt und Wirklichkeit schaffender Akt reflektiert, der darum oft so produktiv wie fragwürdig daherkommt.⁶⁵ Ferner gilt Nietzsche die Form einander ausschließender Gegensätze schlicht als plumper Irrtum, weshalb er demgegenüber das Operieren mit feineren Abstufungen vorschlägt.⁶⁶ Eine aufmerksame Analyse von Nietzsches

64 Die entsprechenden Abschnitte betten das Sprachspiel immer auch in größere Metaphernkontexte ein. Etwa, wenn in der bekannten Vorrede zu *Jenseits von Gut und Böse* der Erkennende gleichsam zum »Freier« der in ihrem grammatischen Geschlecht als *feminin* betonten Wahrheit gemacht wird: »Vorausgesetzt, dass die Wahrheit ein Weib ist –, wie? Ist der Verdacht nicht gegründet, dass alle Philosophen, sofern sie Dogmatiker waren, sich schlecht auf Weiber verstanden? dass der schauerliche Ernst, die linkische Zudringlichkeit, mit der sie bisher auf die Wahrheit zuzugehen pflegten, ungeschickte und unschickliche Mittel waren, um gerade ein Frauenzimmer für sich einzunehmen?« (JGB, Vorrede, KSA 5, S. 11). In der *Götzen-Dämmerung* wird hingegen auf einen anderen Frauentypus angespielt, wobei die Charakterisierung an das typisierte Figurenensemble einer französischen Verwechslungskomödie erinnern mag: »Die ›Vernunft‹ in der Sprache: oh was für eine alte betrügerische Weibsperson!« (GD Vernunft, 5, KSA 6, S. 78). Einen weiteren Topos bildet das ›Umdrehen‹ bzw. ›Umkehren‹ dieser weiblichen Wahrheit. Nach einem Verweis auf die Unmöglichkeit voraussetzungsloser, objektiver Wissenschaft heißt es Anspielung auf Hegel: »Wer es umgekehrt versteht, wer zum Beispiel sich anschickt, die Philosophie ›auf streng wissenschaftliche Grundlage‹ zu stellen, der hat dazu erst nöthig, nicht nur die Philosophie, sondern auch die Wahrheit selber auf den Kopf zu stellen: die ärgste Anstands-Verletzung, die es in Hinsicht auf zwei so ehrwürdige Frauenzimmer geben kann!« (GM III, 24, KSA 5, S. 400). Andeutungen dieser Art finden sich indes bereits in *Menschliches, Allzumenschliches*: »Und doch steht hier die Wahrheit ganz auf dem Kopfe: was für die Wahrheit besonders *unschicklich* ist.« (MA I, 141, KSA 2, S. 135). Man muss sich freilich die Metapher bildlich vorstellen, um zu verstehen, weshalb dieser Topos der ›auf den Kopf gestellten‹ Wahrheit oder Philosophie als unschickliche Anstandsverletzung thematisiert wird: Wenn diese »Frauenzimmer«, solcherart ›umgedreht‹ werden, verrutscht ihnen unweigerlich der Rock und sie werden entsprechend entblößt.

65 Nietzsche spricht etwa vom »Herrenrecht, Namen zu geben« (GM I, 2, KSA 5, S. 260), von »Vorurtheile[n], die sie ›Wahrheiten‹ taufen« (JGB 5, KSA 5, S. 19) und konstatiert anlässlich der Redlichkeit genannten Tugend, die für andere eine Teufelei sein könne: »was wissen wir zuletzt von uns? Und wie der Geist *h e i s s e n* will, der uns führt (es ist eine Sache der Namen.)« (JGB 227, KSA 5, S. 163).

66 Vgl. JGB 24, KSA 5, S. 41: »Mag nämlich auch die *S p r a c h e*, hier wie anderwärts, nicht über ihre Plumpheit hinauskönnen und fortfahren, von Gegensätzen zu reden, wo es nur Grade und mancherlei Feinheit der Stufen giebt«.

Schreibpraxis im Hinblick auf seine Sprachkritik würde zweifelsfrei weitere Beispiele zutage fördern.

Dass sich die Sprache bei Nietzsche immer wieder als Sprache thematisiert findet, dass Textstellen vom Schreiben wie vom Lesen gleichermaßen reden – dass wir also als Lesende über das Lesen lesen oder der Text den eigenen Entstehungsprozess rekapituliert – ist von der Forschung neuerdings im Hinblick auf Selbstthematierungs- und Selbstbezüglichkeitsstrategien untersucht worden.⁶⁷ Das Problematische dieser Interpretationen liegt allerdings dort, wo solche auto-deiktischen Hinweise auf ihren reinen Selbstzweck hin ausgebreitet werden:⁶⁸ Das Zeigen würde dabei nur noch das eigene Zeigen anzeigen und nichts außerdem, endet also in der Konsequenz als leere, in sich kreisende Zeigegeste, die sich in ihrer Autodeixis erschöpft, ohne dass darüberhinausgehende Inhalte auch nur in Betracht kämen. Meines Erachtens ist dies jedoch eine verkürzte Sichtweise, die allenfalls unter der Maßgabe isolierter Sätze funktioniert, die den Stresstest in einem größeren Rahmen – etwa der den jeweiligen Abschnitt formierenden Motiv-Konstellationen – jedoch nicht bestehen würde. Denn eine Spirale unendlicher Selbstbezüglichkeit lässt sich nur um den Preis konstruieren, dass vorhandene Sinnbezüge in den Hintergrund gedrängt werden. Stellt man diese Mechanismen hingegen unter die Bedingungen einer *Denkfigur* der Maske, gerät die Selbstthematierung etwa des Schreibens und Lesens zu einem praktikablen

67 Oft unter argumentativer Zuhilfenahme textgenetischer Lektüremethoden. Vgl. z.B. Axel Pichler: *Philosophie als Text – Zur Darstellungsform der »Götzen-Dämmerung«*, Berlin/Boston 2014; Jakob Dellinger: »die Person verräth sich«. Überlegungen zu den reflexiven Komplikationen von Nietzsches Symptomatisierung des Denkens. In: Christian Benne, Enrico Müller (Hg.): *Ohnmacht des Subjekts – Macht der Persönlichkeit*, Basel 2015, S. 131-150; Marcus A. Born, Axel Pichler (Hg.): *Texturen des Denkens. Nietzsches Inszenierung der Philosophie in »Jenseits von Gut und Böse«*, Berlin/Boston 2013.

68 Vgl. z.B. die Einleitung der Herausgeber Marcus A. Born; Axel Pichler (Hg.): *Texturen des Denkens. Nietzsches Inszenierung der Philosophie in »Jenseits von Gut und Böse«*, Berlin/Boston 2013, S. 1-46), sowie Jakob Dellinger: *Vorspiel, Subversion und Schleife. Nietzsches Inszenierung des »Willens zur Macht« in Jenseits von Gut und Böse*. In: Marcus A. Born; Axel Pichler (Hg.): *Texturen des Denkens. Nietzsches Inszenierung der Philosophie in »Jenseits von Gut und Böse«*, Berlin/Boston 2013, S. 165-187. Zwar ist es richtig, dass Nietzsche vielerorts durch performative Methoden das, was thematisiert wird, auch ausführt und in einem zweiten Schritt genau darauf nochmals hinweist. Wenn jedoch jedes indexikalische Wort (z.B. »hier«, aber auch »alle Philosophen«, oder »jede Philosophie«) als willkommene Gelegenheit betrachtet wird, die strukturell immergleiche Selbstbezüglichkeitsfigur aufzuweisen, dabei jedoch die inhaltlich naheliegenden und die philosophiehistorischen Bezugspunkte nicht weiter in Betracht kommen, scheint etwas ins Ungleichgewicht geraten zu sein. Ein solches Vorgehen hieße meines Erachtens, die Rede vom »fröhliche[n] Misstrauen« (JGB 154) übermäßig ernst zu nehmen, jedenfalls die Verdachtsmomente beständiger Selbstthematierung insofern überhand nehmen zu lassen, dass den Texten nicht mehr zuzutrauen ist, überhaupt noch relevante philosophische Aussagen treffen zu können.

Modus, einerseits immer wieder auf die Fallstricke, Tücken und Gewohnheiten der Sprache durch die Sprache selbst aufmerksam und einen Text als Text bewusst zu machen (Zeigen des Zeigens). Andererseits verlieren die stets gleichzeitig anwesenden ›Oberflächen‹ der Masken nicht an Bedeutung (Zeigen von etwas), fallen die konkreten philosophischen Themen nicht durch das Raster, hat Nietzsche über die Autodeixis hinaus und noch durch sie hindurch uns auch etwas zu sagen. Das vielmehr naheliegende Ziel dieser Methoden der Aufmerksamkeitslenkung ist nämlich schlicht die Leserin, ist der Leser: Wann immer der Text sich selbst, das Schreiben oder das Lesen thematisiert, steht nicht die Selbstbezüglichkeit des Vorgangs im Vordergrund und auch nicht die Selbstanwendung des Gesagten auf den Text, sondern soll eine Sensibilisierung und Verführung der Leserschaft erreicht werden (ausführlicher dazu im Kapitel 5). Nietzsches Wort dafür ist u.a. die »Tapferkeit des Gewissens«, als einer Bezeichnung für das Aushalten-Können der Vorläufigkeit jedweder Erkenntnis, der ›Wahrheiten‹ in Anführungszeichen, der notwendigen Fiktionen als Regulative und nicht zuletzt als Vorsichtsmaßnahmen gegen die Ideologisierung des Denkens. In JGB 5 wird zunächst auf die Durchdrungenheit jeglichen Denkens von Vorurteilen, Wünschen, Moralen und subtilen Denkzielen hingewiesen. Die Überzeugung früherer Philosophen, ihr Denken entstünde »durch die Selbstentwicklung einer kalten, reinen, göttlich unbekümmerten Dialektik«,⁶⁹ also gänzlich abgelöst von der eigenen Person, wird als unredlich verspottet:

[S]ie sind allesammt Advokaten, welche es nicht heissen wollen, und zwar zumeist sogar verschmitzte Fürsprecher ihrer Vorurtheile, die sie »Wahrheiten« taufen – und sehr ferne von der Tapferkeit des Gewissens, das sich dies, eben dies eingesteht, sehr ferne von dem guten Geschmack der Tapferkeit, welche dies auch zu verstehen giebt, sei es um einen Feind oder Freund zu warnen, sei es aus Uebermuth und um ihrer selbst zu spotten.⁷⁰

Der »gute[] Geschmack« dieser Tapferkeit ist nun nichts anderes als das Zusammenwirken solch oben zusammengefasster Techniken und Funktionsweisen von Nietzsches philosophischem Schreiben. Hier sind zwei Schritte redlichen Philosophierens benannt: Der erste Schritt wäre, die »Tapferkeit des Gewissens« auszubilden, also das Eingeständnis der Verwickeltheit des eigenen Denkens in die jeweilige Moral und Absicht, mithin die unhintergehbare Gebundenheit an die eigenen Perspektiven anzuerkennen und nicht Objektivität und Unabhängigkeit vorzugaukeln. Danach gälte es in einem zweiten Schritt, diese Haltung zum eigenen Denken

69 JGB 5, KSA 5, S. 18f.

70 Ebd. S. 19. Nietzsche benennt mit Kant (insbesondere dessen kategorischen Imperativ) und Spinoza beispielhaft zwei Philosophen dieser seines Erachtens wenig redlichen Art des Denkens.

auch anderen zu verstehen zu geben, sie also in irgendeiner Weise transparent zu machen. Die Frage danach, wie das geschehen soll, führt zu den Strukturen von Nietzsches Schreiben. Die Frage nach möglichen Gründen wird hingegen in JGB 5 sofort beantwortet: »sei es um einen Feind oder Freund zu warnen, sei es aus Uebermuth und um ihrer [der Tapferkeit, C.S.] selbst zu spotten«. Spott, Übermut, Warnung – als neue Tugenden für Philosophen mögen diese Worte zunächst befremdlich klingen und sie bedürfen allemal einer Erklärung. Dass das Spotten eine gute Methode sein kann, Distanz zwischen dem Wahrheitsanspruch von Aussagen und dem Glauben an sie herzustellen, ist im Kapitel 2.3.2 anhand der Textfigur des Narren entwickelt worden. Und wenn aus der ohnehin anspruchsvollen »Tapferkeit des Gewissens« sogar noch Über-Mut, also überschüssiger Mut, resultiert, wird sie ihre Implikationen nicht nur sich selbst offenlegen, sondern sie auch anderen kommunizieren wollen. Zuletzt scheint die Wendung, mit einer solchen Haltung »Feind oder Freund« zu warnen, darauf hinzudeuten, dass es selbst nach hinreichender Erkenntnis der Bedingtheit jeder Aussage und der Unmöglichkeit objektiver Wahrheit noch der Signale und Hinweiszeichen bedarf. Grund dafür mögen die oben erläuterten Tücken von Sprache und Grammatik sein, derer sich zu bedienen man nicht umhinkommt, obwohl sie Rückfälle hinter die einmal erlangten Einsichten provozieren. Solche Warnsignale können z.B. in der Verwendung von Anführungszeichen bestehen oder im Einsatz rhetorischer, provozierender Fragen, sie scheinen im ironisch spottenden Tonfall auf oder werden durch verstreute Andeutungen über die Fiktionen schaffende Wirkungsweise von Begriffen erzeugt.

Die eher beiläufig von Nietzsche entwickelte neue Erkenntniskategorie der konventionellen oder regulativen Fiktionen wurde hier unter dem Signum der *Denkfigur* der Maske vorgestellt. Insofern in die Maskenproblematik der Zusammenhang von Veränderung qua Verwandlung, erzeugter Vielheit und gezeigter Künstlichkeit eingelagert ist, sind diese Elemente produktiv aufeinander bezogen worden. Vor dem Hintergrund der mit Nietzsches Heraklit-Rezeption unternommenen Umsetzung einer Philosophie des Werdens gegenüber dem in seinem Konstruktionscharakter begriffenen ›Sein‹, ist eine Aufwertung fiktionaler Ebenen und Elemente des Scheins gegenüber der Vorstellung einer unbedingten ›wahren Welt‹ zu beobachten.⁷¹ Ferner eine immense Vervielfältigung von Beschreibungsebenen, Darstellungsformen, Techniken der Sinnvermittlung, Verlagerung von Sinnproduktion in den Leser, das Öffnen pluraler Interpretationsräume, Modi moralischer Provokation oder Vereinnahmung und dergleichen mehr. Nicht zuletzt wurde der Einflussbereich der *Denkfigur* auf ein neues deontologisches

71 Zur Erschließung der Philosophie Nietzsches als einer Aufwertung des Schein-Charakters der Welt vgl. die Studie von Hans-Gerd von Seggern: Nietzsches Philosophie des Scheins, Weimar 1999, in der der Autor ausführlich auf den Zusammenhang von Metaphysikkritik und Sprachkritik eingeht und sie in eine Beziehung zu Nietzsches spielender Sprache stellt.

Verständnis des Menschen geprüft, als dessen Eckpunkte Nietzsches Sprach- und Subjektkritik gelten können, worin folgenschwere Mechanismen des Rückfalls angedeutet sind. Wird der Mensch zum Maskenspiel, ist damit einerseits auf das fiktive Momentum des Festgewordenen hingewiesen (die Oberfläche der Maske), andererseits den notwendigen Vorgängen entsprochen, durch die wir uns einander zeigen und als die wir einander zu erkennen geben.

Fürderhin ist es also möglich geworden, den Wert von Fiktionen für die Welt der Erkenntnis neu zu taxieren und Formen des ›dazwischen‹ zu denken: zwischen wahr und falsch, zwischen den extremen Polen von Gegensätzen, oder in Nietzsches Worten, als »Stufen der Scheinbarkeit«. ⁷² Gemäß der in JGB 4 geäußerten Ansicht, es müsse durchaus Urteile geben, deren Falschheit man erkennt, die aber trotzdem ob ihrer Wirkmächtigkeit als produktiv einzustufen wären und die demnach, obwohl falsch, durchaus ›wahr wirken‹ können. Freilich genügt es nun nicht einfach, jeder beliebigen Fiktion ein fragliches Recht einzuräumen, sondern es ist lediglich die Möglichkeit eröffnet, die Falschheit etablierter Positionen anzuerkennen, deren Wert eben nicht in ihrer unverbrüchlichen Wahrheit, sondern in ihrer funktionalen Gültigkeit und Fruchtbarkeit für Leben und Kultur der Menschen gesehen werden muss. ⁷³

Vermöge der *Denkfigur* der Maske werden Worte als funktionale und fiktionale Elemente in den Blick genommen. Es sind dies Worte, die eben *als Worte* infrage kommen und die darum nicht mehr, aber auch nicht weniger sind als jene bereits zitierten »reine[n] B e g r i f f e«, derer man sich eben nur »als conventioneller Fiktionen zum Zweck der Bezeichnung, der Verständigung, n i c h t der Erklärung« zu bedienen habe. ⁷⁴ Einerseits wird also der Notwendigkeit Rechnung getragen, dass es Namen, Begriffe, Bezeichnungen, kurz: Sprache braucht, um überhaupt zu erkennen. Gleichzeitig ist dem kommunikativen Aspekt aller Erkenntnis und Wissenschaft, nicht zuletzt aber auch alles menschlichen Lebens entsprochen. Denn erst der Drang und die Notwendigkeit zur Übereinkunft mit anderen Menschen, hat all jene Praktiken der Kommunikation und Verständigung entstehen lassen, derer sich *nolens volens* auch Forschende, Erkennende, Wissenschaftler und Philosophen bedienen müssen. Dass diese Praktiken nicht frei von Fallstricken, ja dass sie gelegentlich selbst Irrtumsgeneratoren sind, ist oben erläutert worden. Nietzsches Plädoyer für das Operieren mit konventionellen, regulativen Fiktionen be-

72 JGB 34, KSA 5, S. 53.

73 Zu Nietzsches Idee der Kultur- und Lebenssteigerung vgl. Werner Stegmaier: Nietzsches Neubestimmung der Philosophie. In: Mihailo Djurić (Hg.): Nietzsches Begriff der Philosophie, Würzburg 1990, S. 21–36. Auch Wolfgang Müller-Lauter: Nietzsche. Seine Philosophie der Gegensätze und die Gegensätze seiner Philosophie, Berlin/New York 1971, S. 13ff. hebt diesen Aspekt hervor, um Nietzsches Kritik an den Implikationen der Logik und der Idee absoluter Gegensätze zu charakterisieren.

74 JGB 21, KSA 5, S. 36.

schreibt einen Ausweg aus dieser unverschuldeten Unmündigkeit. Es handelt sich dabei keineswegs um ein aporetisches Unterfangen, gilt es doch einerseits, gerade den Glauben an bestimmte Mechanismen der Sprache radikal infrage zu stellen und dadurch andererseits zu einem neuen Umgang mit ihr zu gelangen. Dieser neue Umgang mit der Sprache würde die grammatischen Implikationen als solche zu sehen lernen und einen Sprachgebrauch kultivieren, der fortwährend gegen ihre metaphysischen und substanzontologischen Tendenzen anarbeitet. Daraus folgt geradezu mit Notwendigkeit ein experimentierendes Suchen nach diesem neuen Sprechen, gilt es doch, mit der Sprache zu arbeiten, gleichzeitig um ihre Grenzen und Fehlerbehaftetheit zu wissen und drittens dieses Wissen auch zu kommunizieren. Ein solches Selbstthematizieren von Sprache als fehlerreichem Medium menschlicher Erkenntnisbestrebungen hat dabei nichts Zynisches an sich, wenn man darunter versteht, dass durch zynische Bemerkungen einer mit den Sprachmängeln verbundenen Hoffnungslosigkeit Ausdruck verliehen würde. Im Gegenteil ist es gerade das raffinierte Spiel mit den verschiedensten Ebenen verbaler Ausdrucksmittel, durch das Nietzsche auf die sprachinduzierten Irrtümer hinweist, um lediglich den unbedingten Glauben an sie zu zerstören, nicht aber, um jeglichem Erkennen eine Absage zu erteilen. Dass man sich der Sprache und auch ihrer grammatischen Struktur zu Erkenntniszwecken weiterhin bedienen kann und sogar ausdrücklich dazu angehalten ist, sich ihrer zu bedienen, steht dabei außer Frage.